

Herbstwind

Seniorenzeitschrift des Landkreises Südwestpfalz

mit



Graadselääd

Nr. 51
Herbst 2019
26. Jahrgang



Liebe Leserinnen und Leser,

für die diesjährige Herbstausgabe unserer Seniorenzeitschrift hat sich das Redaktionsteam dem pfälzischen Wort „graadselääd“ gewidmet. Ein Ausdruck, der jedem in unserer Region geläufig ist und sicherlich hat jeder schon einmal danach gehandelt oder zumindest angedacht, so zu handeln. Man kennt die Verhaltensweise aus eigenen Erfahrungen, ob in der Familie, dem Freundeskreis, dem Verein oder dem Arbeitsplatz. Das „Graadselääd“ hat sich irgendwie fest in unserer Gesellschaft etabliert.

Im Hochdeutschen sucht man vergeblich nach einer direkten Übersetzung für „graadselääd“. Am ehesten würde noch „trotzdem“ oder „etwas aus Trotz tun“ passen.

Ich selbst verbinde mit „graadselääd“ ein Verhalten des Widerstandes, welches aber auch ein Zeichen von Standfestigkeit widerspiegelt. Das geschieht manchmal instinktiv, kann jedoch genauso geplant und berechnend sein.

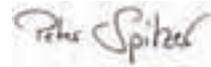
Aus eigener Erfahrung muss ich bekennen, dass leider, gerade in der Politik, oftmals „graadselääd“ gehandelt wird. Da werden die besten Ideen und Ansätze zerredet und verurteilt, nur weil sie aus dem Munde des politischen Gegners kommen. Leidtragend ist die Allgemeinheit, weil so oftmals der gesellschaftliche Fortschritt jäh ausgebremst wird.

Selbstverständlich fällt mir zu diesem Thema auch eine Situation aus meinem Leben ein, an die ich mich schmunzelnd erinnere. Im Alter von 16 Jahren nahm ich gemeinsam mit einem Freund an einer Jugendfreizeit am Tegernsee teil. Wir beide waren die einzigen

„Nicht-Bayern“ und, wie im Freistaat üblich, wurde natürlich nur bayrisch geredet. Wir hatten anfangs tatsächlich Verständigungsprobleme und die anderen Jungs belustigten sich sehr darüber. Nach den ersten beiden Tagen zeigte sich allerdings ein angenehmer Nebeneffekt. Es waren vor allem die Mädels, die sich unserer Situation annahmen, indem sie das Gesagte übersetzten und uns ausgiebig Bayrisch beibrachten. Das gefiel uns zwar sehr gut, verständlicherweise den anderen Jungs aber nicht und zog so etwas Unmut auf uns. Wir jedoch kosteten diese Situation bis zum Ende der Freizeit „graadselääd“ aus und genossen es, zu fast jeder Gelegenheit unsere Dolmetscherinnen zu bemühen.

Soweit, liebe Seniorinnen und Senioren, eine kleine Erfahrung meinerseits zum Thema „Graadselääd“. Lassen Sie sich beim Lesen der wundervollen Geschichten und Beiträge unserer Autorinnen und Autoren aus dem Alltag entführen. Ich wünsche Ihnen viel Freude mit dieser Herbstwind-Ausgabe.

Herzlichst Ihr



Peter Spitzer

Weitere Informationen zu der Seniorenarbeit im Landkreis Südwestpfalz finden Sie online auf unserer Internetseite:

herbstwind-online.de

Wir würden uns freuen, wenn auch Sie uns Ihre Geschichte zusenden würden. Auch handgeschriebene Artikel können eingereicht werden.

Wir werden in den zukünftigen Ausgaben eine Seite „Aus dem Nähkästchen geplaudert“ für Ihre Beiträge reservieren und diese auf www.herbstwind-online.de veröffentlichen.



Impressum:

Herausgeber:
Landkreis Südwestpfalz

Redaktion:
Peter Spitzer (verantwortlich),
Ernst Hügel, Willi Lehmann,
Hans Heinen, Karina Frisch,
Heide Brödel, Jörg Augustin,
Dorothea Rausch, Beate Seim,
Renate Raidt, Ilse Dörrsam,
Ehrentraud Netolitzky, Hermann
Kuntz, Maria Rimbrecht, Walter
Rimbrecht, Michael Behnke,
Roland Bott, Petra Dreisbach-
Kirsch, Sabine Veit

Fotos: Redaktion, Pixabay

Gestaltung: Bernd Strassel

Gesamtherstellung:
Uniprint PS GmbH
Rheinstraße 11
66955 Pirmasens
Auflage: 6.500 Exemplare

Kosten:
Kostenlos zur Verteilung

Redaktionsbüro:
Leitstelle „Älter werden“
Kreisverwaltung Südwestpfalz
Unterer Sommerwaldweg 40-42
66953 Pirmasens
www.herbstwind-online.de
k.frisch@lksuedwestpfalz.de

Graadselääd

Von Willi Lehmann

Wie hat sich das Redaktionsteam in seiner letzten Sitzung erheitert, als das Thema für die Herbstausgabe festgelegt wurde. Zunächst waren Nachforschungen erforderlich, sich auf die Schreibweise des Titels „Graadselääd“ zu einigen. Ein echter pfälzer Ausdruck, über dessen Schreibweise mit „aa“ und „ää“ man sicher geteilter Meinung sein kann.

Eigentlich wollte ich bei diesem Titel kneifen, da es sich zweifelsohne besser anhören würde, sich bei dem Text ebenfalls des Pfälzischen zu bedienen. Nachdem ich mir hinsichtlich der Schreibweise in Pfälzisch nicht sicher bin und auch kein „Pfälzisch mit Knupfen“ fabrizieren möchte, dachte ich erstmals an Verzicht. Dass ich es trotzdem wage, hat einen besonderen Grund, der, ich bitte, mir dies zu verzeihen, im politischen Bereich liegt. Ich bitte, mir diesen Verstoß gegen unseren Grundsatz, nicht über Politik zu schreiben, ausnahmsweise nicht übel zu nehmen.

Bei der erzwungenen Wiederholung der Wahl des Bürgermeisters von Istanbul (Türkei) traten der Sieger der ersten Wahl und seine Unterstützer mit dem Slogan „Jetzt erst recht“ an. Auf gut Pfälzisch sind sie trotz aller Widerstände „graadselääd“ wieder in den Wahlkampf gezogen und haben deutlich gesiegt. Dieser Vorgang führte bei mir zum Umdenken und mit dem Gedanken „Des wolle mer mol siee“ entschloss ich mich, gegen meine erste Einstellung „graadselääd“ und „jetzt erschd recht“ einen Beitrag zu leisten. Ich bitte jedoch um Nachsicht, wenn ich dabei hin und wieder auf pfälzische Ausdrücke zurückgreife, für deren richtige Schreibweise keine Garantie übernommen wird, und den Beitrag kurzhalte.

Wie war das in unserer Kinderzeit und ist es wohl auch heute noch? Die Mutter sagt: „Kind geh' mir nicht durch die Pfütze.“ Was haben wir gemacht, wenn die Mutter nicht hinsah: Mit beiden Füßen graadselääd in den Babbes gesprungen. „Im Bett wird nicht mehr gelesen, das Licht bleibt aus.“ So war es ja auch. Gelesen wurde, jetzt erst recht, mithilfe der Taschenlampe unter der Decke.

„Bu, untersteh dich un raach mer Zigaredde

wie der Lauser vum Nochber.“ Natürlich hat das Verbot erst recht gereizt. Graadselääd hammers probiert un weil mer kä Geld hodde fer Zigaredde, hann mers mit de Stängel vun Erdäbbel probiert – mit durchschlagendem Erfolg.

„Bu, heer uff mich un bleib vun dem Määde weg, des iss kadoolisch un du prodeschdannisch.“ Ja, das Määde war awwer so lieb un deshalb hammers graadselääd pussierd. Wie viele Ehen wurden so gegen den Willen von Kirche und Eltern erst recht geschlossen. Sicher nicht wegen des „Graadselääd“, sondern weil sie sich gerne hatten.

Viele Beispiele aus dem täglichen, dem Arbeits- und politischen Leben ließen sich noch auflisten. Nachdem ich eingangs bereits gegen den Grundsatz, nicht über Politik zu schreiben, verstoßen habe, doch noch ein Beispiel aus diesem Bereich: Ein Bürgermeisterkandidat aus unserem Raum soll im Rahmen einer Wahl auf wenig faire Art ausgebremst werden. Die Bürger erkennen dies und reagieren entsprechend. Sie geben ihm graadselääd mehrheitlich ihre Stimme. So sind Reaktionen wohl weltweit häufig die gleichen.

Oftmals führt diese „Graadselääd-Reaktion“ zu positiven, aber leider oft auch zu negativen Ergebnissen. Deshalb lasst am besten Vernunft walten und überlegt euch das „Graadselääd“ gründlich.

*„Bu, heer uff
und bleib von
dem Määde
weg, des iss
kadoolisch und
du prodesch-
dannisch.“*



Wehret den Anfängen...

Von Heide Brödel

... ist eines der vielen klugen Zitate aus dem über Jahrhunderte überlieferten Schatz Lebens- und Leid-erfahrener „Alten“, mit denen diese ihre jeweils nachfolgenden Generationen vor den Folgen von „Fehl-Entscheidungen“ gewarnt haben. Und ihnen rieten, zuvor gründlich über Zusammenhänge und mögliche Folgen nachzudenken. Weil sich aus kleinen Anfängen Tiefgreifendes entwickeln kann. So oder so. Wenn die Ratgeber „Erfahrung gepaart mit Vernunft“ nicht dazu eingeladen wurden, hat sich das noch immer als zumeist teurer „Umweg“ erwiesen.

Im Rückblick zeigt sich jedoch, dass selbst bei kritischer Auseinandersetzung mit der Geschichte, diese nicht unbedingt Beachtung im Bewusstsein der nachkommenden Generationen gefunden hat. Zumindest nicht nachhaltig. Sie hinterlässt offensichtlich nicht den gleichen „Eindruck“ wie selbst erlebte oder erlittene Vergangenheit, um aus Schaden klug zu werden. Je länger diese her ist, umso weniger. Irgendwann können auch die jeweiligen „Zeitzeugen“ nicht mehr genauer befragt werden.

Der schon von dem französische Schriftsteller Baron de Montesquieu (1689-1755) zitierte Antrieb der Menschen, dass sie „nicht nur glücklich sein wollen, sondern glücklicher als die anderen. Und diese für glücklicher halten, als sie sind“, hat zwar die Entwicklung der Menschheit im Allgemeinen gefördert, erweist sich aber auch als der stärkste Dauer-

Konkurrent der Vernunft.

Heutzutage rauscht unsere Zeit an uns vorbei wie ein Film im Schnelldurchlauf. Wir laufen ihr atemlos hinterher und wundern uns, wo sie geblieben ist. Dabei hat ein Tag doch immer noch 24 Stunden.

Was heute gilt, ist morgen überholt. Wer die Orientierung nicht verlieren will, braucht Zeit, um sich mit den Zusammenhängen auseinander zu setzen. Aber woher nehmen?! Der Konkurrenzdruck ist hoch. Der Verteilungskampf gnadenlos. Wer mithalten will, muss anpassungsfähig sein. Und schnell. Ton und Umgang untereinander sind rauer, rücksichtsloser geworden.

An erster Stelle steht der Gewinn. Zunehmend werden dafür die Grenzen überschritten, die uns Höflichkeit, Anstand, gegenseitiger Respekt und Rück-Sicht bisher gesetzt haben. Das beginnt schon unter Kindern und Jugendlichen. Schade um alle, die nicht erfahren und lernen dürfen, dass Leben auch anders gehen kann.

Durch die weltweite Vernetzung lassen sich „Nachrichten“ in kürzester Zeit rund um den Globus austauschen. Was uns in unserem atemlosen Lebensalltag durchaus gelegen kommt. Die Gefahr, dass wir wie im Märchen vom Rattenfänger von Hameln Opfer von Manipulation werden und ihm folgen, ist groß.

Aktuell versetzt der Klimawandel unsere Gesellschaft in Aufruhr. Lautstark klagen die Jungen die Alten an, dass sie unsere Umwelt zerstört haben. Wie sich Medien und Politik zum Thema gebärden, erinnert an ein Ameisen-Volk, in dessen Haufen jemand mit einem dicken Ast herumgewühlt hat.

Abgesehen davon, dass es immer wieder Klimawandel in der Erdgeschichte gegeben hat, dass der Umwelt nicht überall rund um den Globus der gleiche Wert beigemessen wird, dass sich die Weltbevölkerung inzwischen stark vermehrt hat, was auch nicht ohne Folgen bleibt: Ja, die Veränderungen in unserer Umwelt lassen sich nicht mehr verdrängen!

Irgendwann können auch die jeweiligen Zeitzeugen nicht mehr befragt werden.



Ja, wir haben nur diese eine Erde! Ja, wir müssen pfleglich mit ihr umgehen! Ja, wir müssen unsere Ansprüche überdenken.

Auch die Alten, also die Kriegsgeneration und die der Kriegskinder, machen sich Sorgen um die Zukunft ihrer Nachkommen. Aber sind sie für den Klimawandel verantwortlich? Wegwerfgesellschaft, Müllprobleme gab es bei ihnen noch nicht.

Etwas weg zu werfen, vor allem Lebensmittel, kostet die meisten von ihnen bis heute sehr viel Überwindung. Sich von etwas zu trennen, nur weil es unmodern ist, fällt ihnen schwer. Es wird aufgehoben. Man könnte es ja nochmal brauchen.

Vergnügungen, Spaß-Haben sahen im Vergleich zu den heutigen Ansprüchen eher bescheiden aus und waren gelegentlichen Auszeiten im Alltag vorbehalten. Und die neuesten Moden und Trends, die letztendlich nur dem Gewinn der jeweiligen Anbieter nutzen, mussten sie auch nicht ständig ausprobieren. Sie hatten gar keine Zeit dazu. Allein die Arbeitszeiten waren erheblich länger als heute. Die Löhne und Gewinne niedriger. Die Urlaube kürzer. Die Ansprüche bescheidener. Und die Reiseziele nicht so weit weg.

Fleisch gab es höchstens an Sonn- und Feiertagen. Auch noch lange Zeit, nachdem sie sich das eigentlich wieder hätten leisten können. Noch profitieren wir in unserer kleinen Welt vom Bekenntnis der „Alten“ zu Toleranz und

Miteinander. Noch können wir in Frieden und „Wohlstand“ leben, auch wenn die Möglichkeiten dazu zunehmend ungerechter verteilt sind. Wenn jeder auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist, wird es immer schwieriger, miteinander zu reden und Einvernehmen zu erreichen. Vor allem, wenn gleichzeitig die Bereitschaft und Fähigkeit dafür schwinden. Unsere vernetzte Welt ist nicht von ungefähr in Aufruhr.

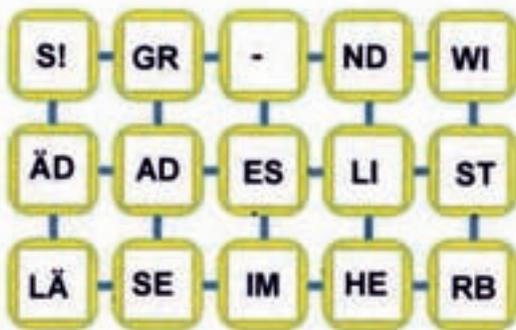
Für eine lebenswerte Zukunft nachkommender Generationen dürfen wir nicht aufhören, mit ihnen über unsere Erfahrungen zu sprechen. Was sie daraus machen, bleibt ihre Entscheidung.

Dilemma:

Das „Denken“ bestimmt das Handeln. Es wird am nachhaltigsten von den eigenen Erfahrungen geprägt. Ob und wie das „Ich“ das „Wir“ dabei einbezieht, hat Einfluss auf die Entscheidungen und deren Folgen.

(Heide Brödel)

Schlangenwort:



Die Buchstaben des Rätselgitters geben einen guten Rat. Sie sind schlangenförmig zu lesen, das heißt, der nächste Buchstabe kann waagrecht, aber auch senkrecht folgen. Den Anfang müssen Sie selbst finden.

Und nun viel Spaß beim Raten. Schreiben Sie die Lösung auf eine Postkarte und senden Sie diese bis 29.02.2020 an die Kreisverwaltung Südwestpfalz, Leitstelle „Älter werden“, Unterer Sommerwaldweg 40-42, 66953 Pirmasens. Unter den richtigen Antworten werden 3 Weinpräsente ausgelost.

Auflösung der Preisfrage aus Herbstwind Nr. 50. Zu erraten war: Der Winter liegt auf meinem Haupt, aber der ewige Frühling ruht in meiner Seele.

Gewonnen haben:

A. Memmer, Hohlweg 8, 66996 Erfweiler
Manfred Wilhelm, Hilgardstraße 8, 66482
Zweibrücken
Otto Engel, Trifelsstraße 26, 66994 Dahn

Fleisch gab es höchstens an Sonn- oder Feiertagen.

La Panthera rossa

Von Renate Raidt

*Von diesem Tag
an wurde
mir Milva zur
täglichen
Begleiterin.*

Ich war der festen Überzeugung, dass ich durch Elternhaus und Schule mit dem nötigen Rüstzeug für meinen Auftritt auf der Bühne des Lebens ausgestattet wäre. Entsprechend selbstbewusst trat ich ins Leben. Wie hatte ich mich getäuscht!

Die Dinge, mit denen ich bei meinem Eintritt ins Berufsleben konfrontiert wurde, waren mir fremd. Falschheit, Lügen, Intrigen ...

Damit wusste meine jugendliche Naivität nicht umzugehen. So sehr ich mich auch mühte, ich wurde immer wieder in irgendwelche Machenschaften hineingezogen. Besonders schlimm war die Tatsache, dass ich falschen "Freunden" vertraut hatte. Das überschattete mein ganzes Leben. Ich litt.

Da begegnete ich Milva. Fröhlich, am Radio. Ihre bemerkenswerte Altstimme ließ mich aufhorchen. Klar, deutlich, jedes Wort betonend, überzeugend, sang sie ein Lied, dessen Text mich bis ins Innerste berührte, der mir aus der Seele sprach. Von diesem Tag an wurde mir Milva zur täglichen Begleiterin.

Ihre Lieder erzählten von den Problemen des Alltags und deren Bewältigung, von zwischenmenschlichen Beziehungen, von Mut und Zivilcourage. Was für eine Kraft liegt in dem Lied: "Ich weiß, was ich will. Ich geb` nicht gern nach, ich leg` mich nicht fest"...

Langsam vollzog sich in mir eine Veränderung. Ich fand wieder zu mir selbst, erinnerte mich früherer Überzeugungen. Ich duldete

keine Bösartigkeiten mehr in meiner Gegenwart, trat Unwahrheiten entgegen und begegnete Intrigen mit Offenheit. Bald hatte ich keine Probleme mehr.

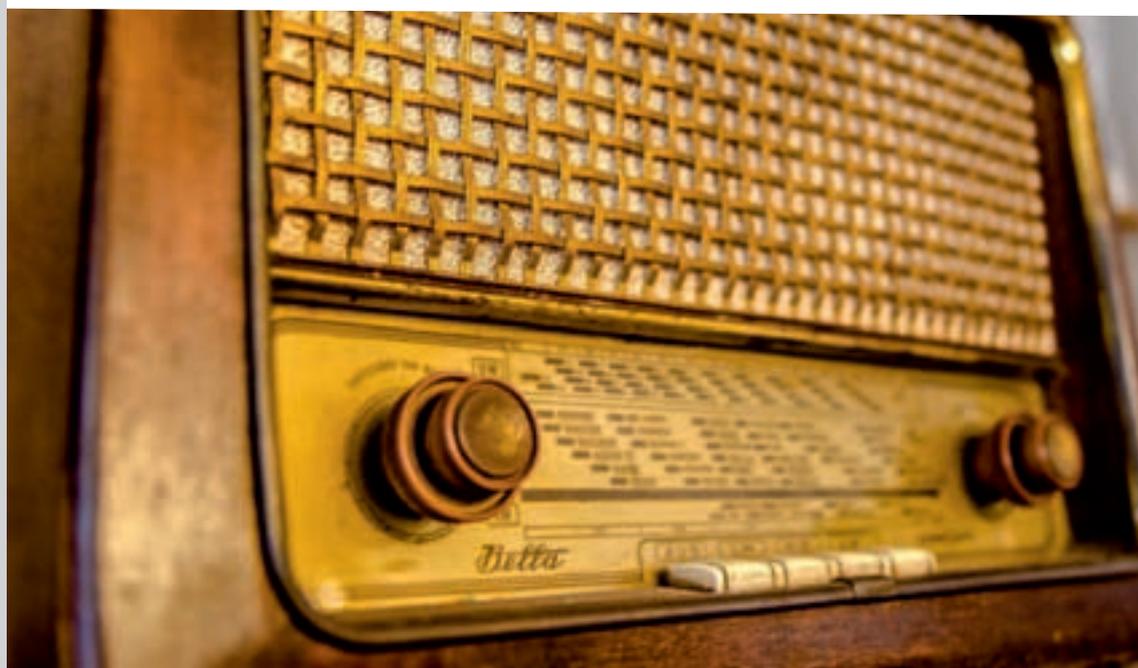
Das hatte ich Milva zu verdanken, oder der "Panthera rossa", wie sie ihrer Charakterstärke und ihrer charakteristischen roten Mähne wegen liebevoll von ihren Landsleuten genannt wird.

Als Maria Ilva Biolcati wurde Milva 1939 in einem Dorf in der Emilia Romagna geboren. Der Grund ihres unerschütterlichen Selbstvertrauens mag ihre einmalige Stimme sein. Im Alter von zwanzig Jahren gewann sie einen Schlagerwettbewerb des italienischen Fernsehens und erhielt ein Stipendium für eine Ausbildung in Gesang und Schauspiel.

Seitdem hat sie Dutzende Alben veröffentlicht, sang an der Mailänder Scala, am Pariser Olympia-Theater. Sie entdeckte ihre Liebe zu Bertolt Brecht und trat an der Deutschen Oper in Berlin in der Dreigroschenoper auf. Ihre Stimme war wie geschaffen für die Lieder des Griechen Mikis Theodorakis. Wunderbare Lieder.

Wie Milva konnte ich in diesem Jahr meinen achtzigsten Geburtstag begehen. Der drückenden Bürde des Alters und meiner angegriffenen Gesundheit wegen, konnte ich den Tag nicht feiern. Es ging mir nicht gut. Ich war verzweifelt.

Und wieder fand ich Trost bei Milva:



**„Wie stark ist der Mensch? Wie stark?
Wieviel Ängste, wieviel Druck kann er ertragen?
Ist er überhaupt so stark, wie er oft glaubt?
Wer kann das sagen?**

**Hurra, wir leben noch!
Was mussten wir nicht alles übersteh`n
und leben noch!
Was ließen wir nicht über uns ergeh`n?
Der blaue Fleck auf uns`rer Seele geht schon wieder weg.
Wir leben noch!**

**Hurra, wir leben noch!
Nach jeder Ebbe kommt auch eine Flut.
Wir leben noch!
Gibt uns denn dies Gefühl nicht neuen Mut
und Zuversicht?
So selbstverständlich ist das nicht!
Wir leben noch!**

**Wie stark ist der Mensch? Wie stark?
In der Not hilft weder Zorn noch Lamentieren.
Wer aus Wut verzagt und nichts mehr tut,
der wird verlieren.**

**Hurra, wir leben noch!
Was mussten wir nicht alles übersteh`n?
Und leben noch!
Was ließen wir nicht alles über uns ergeh`n
an Einerlei.
Der Kelch ging noch einmal an uns vorbei.
Wir leben noch!**

**Hurra, wir leben noch!
Nach all dem Dunkel seh`n wir wieder Licht.
Wir leben noch!
Der Satz bekam ein anderes Gewicht.
So schlimm es ist, es hilft, wenn man dies
nie vergisst.
Wir leben noch!
Wir leben ...**

**Ja, ich lebe noch!
Und ich liebe es, dieses Leben. Dieses verdammte, wunderbare Leben!
Trotz allem! Graadselääd!**

**Ja, ich lebe
noch!
Und ich liebe
dieses Leben.
Dieses
verdammte,
wunderbare
Leben!
Trotz alledem!
Graad Selääd!**

Sellemols honn ma´s graadselääd gemacht!

Von Ernst Hügel

Wir erinnern uns! Kinderzeit – Jugendzeit. Schön war´s. Meistens jedenfalls. Nicht immer. In dieser Zeit der Selbstfindung, in der wir unsere Grenzen ausloteten, in der wir über die Stränge schlugen, haben uns unsere Eltern, unser Umfeld nicht alles durchgehen lassen, haben uns Verbote gesetzt und uns in die Schranken gewiesen. Trotzdem haben wir nicht alles akzeptieren wollen, manchmal sogar wider besseres Wissen. Oftmals haben wir es aber besser gewusst und uns über die Verbote oder Ermahnungen hinweggesetzt. Wir haben es graadselaad gemacht! Den eigenen Dickkopf durchgesetzt und unserem Willen freien Lauf gelassen. Das ist manchmal gut gegangen. Vor allem, wenn diese Graadselaad-Taten unentdeckt blieben und somit keinen Folgen zu befürchten waren. Wehe aber, unser Tun ist aufgefliegen und wir mussten dafür gerade stehen! Eine Standpauke war das Geringste was uns erwartete. Oft haben wir sie aber „gefasst“, das heißt eine körperliche Züchtigung war die Folge.

Nicht nur unsere Eltern, auch Nachbarn, Bekannte und unsere Freunde und Spielgefährten haben uns eine mitgegeben, falls sie von unseren Graadselaad-Taten betroffen waren. Die Strafe folgte sozusagen auf dem Fuß. Und auch der liebe Gott hat die kleinen Sünden sofort bestraft.

In erinnere mich, dass ich auf unserem Bauernhof mithelfen sollte, aber mit meinen Spielkameraden zum Bolzen auf den Spielplatz wollte. Meine Mutter hat uns das verboten. Ich hab´s graadselaad gemacht!

Beim Umschlag um die Einzunungsstange (Bauchwelle vorwärts) kam ich zu schnell hoch und an der Stange hing ein Eckstück meines Schneidzahnes. Die Reparaturen, erst Goldeckersatz, dann Krone, dann Stiftzahn haben mich mein ganzes Leben lang daran denken lassen...

Auch das gute Zureden der Mutter eines Mädchens aus der Nachbarschaft hat nichts genutzt. Die Tochter wollte wie ihr Bruder an der Kloschussel pinkeln und hat das auch graadselaad gemacht. Die Folgen kann sich jeder ausmalen. Nach Aussage der Mutter war nach dem Versuch dann auch das Thema erledigt.

Solche Beispiele unserer Graadselaad-Taten ließen sich noch viele aufzählen. Trotz Verbot etwas getan haben und für die Folgen gerade stehen müssen. Fahrradsturze, aufgeschlagene Knie, Zerrungen, Prellungen, Schlusselbeinbruch infolge eines Sturzes vom Baum, nasse Klamotten durch Sturz in den Dorfbach – alles Blessuren, die verbotenerweise aus unserem Ggraadselaad-Tun entstanden sind.

Allerdings bin ich mir sicher, dass diese Erfahrungen sehr viel zu unserer Persönlichkeitsentwicklung beigetragen haben. Aus Fehlern lernt man. Das Selbstbewusstsein wird gestärkt, wenn eine Grsadselaad-Tat geglückt ist und unsere Entscheidungsfreude hat auch nicht darunter gelitten.

All diese Erfahrungen, die guten wie die schlechten, haben uns geprägt und zu dem gemacht, was wir sind. Wenn ich darüber nachdenke, was ich alles graadselaad gemacht habe – sellemols -, so treibt nur das ein Schmunzeln ins Gesicht. Und sind diese Graadselaad-Aktionen nicht auch im Erwachsenenleben weitergegangen? Eheleben, im Umgang mit unserem Nachwuchs?

Die Boshaftigkeit, der Dickkopf, das Besserwissen, ist es nicht auch noch im Alter vorhanden? Für meinen Teil bin ich mir sicher, sollte ich vor einer Entscheidung stehen, die ich für richtig halte und mich alle in meinem Umfeld davor abhalten wollen, ich werde meinen Willen (Dickkopf) durchsetzen.

Graadselaad!

Und auch der liebe Gott hat die kleinen Sünden sofort bestraft.



Zweibrücker

Rosenblatt

Essen als Lebensstil Essen im Wandel

Von Maria Rimbrecht

Nur glutenfrei, bitte! Ich bin laktoseintolerant! Ich vertrage kein Getreide! Für mich bitte veganes Essen? – Haben Sie im Altersheim schon einmal solche Aussagen und Forderungen von hochbetagten Menschen gehört? Wohl eher selten! Und doch sind diese Menschen sehr alt geworden. Wir stellen also fest: Menschen, die im Krieg geboren wurden, haben meistens keine Nahrungsunverträglichkeiten. „Man isst, was auf den Tisch kommt“, lautete bei den meisten Hochbetagten das Motto.

Erst seit 20 bis 30 Jahren ist Ernährung zu einem Thema geworden. In Zeitschriften und Fernsehsendungen wird darüber berichtet und diskutiert. Menschen zum Essen einzuladen, ist nicht mehr so unkompliziert wie früher. Die gute Gastgeberin muss auf die verschiedenen Unverträglichkeiten, zum Beispiel gegen Laktose oder Gluten,

Rücksicht nehmen. Es gibt sogar rücksichtsvolle Gäste, die ihr eigenes Essen mitbringen um den Gastgebern keine zusätzliche Mühe zu bereiten. Dabei spielen auch die verschiedenen Ernährungsformen, die sich inzwischen herausgebildet haben, eine Rolle: Es gibt verschiedene Arten von Vegetarier, es gibt Veganer, Flexitarier, Rohköstler, Anhänger der Paleo-Ernährung, der Steinzeit-Ernährung, und viele andere. Können junge Menschen eigentlich noch gemeinschaftlich ein Essen genießen?

In Zeiten des Überflusses an Essen, wo immerhin weltweit 25 bis 30 Prozent der produzierten Lebensmittel verloren gehen oder weggeworfen werden,

ist Essen zu einer Philosophie geworden. Du bist was du isst, so lautet der Leitspruch. man definiert sich also über sein Essverhalten. Nicht mehr Hunger und Appetit allein spielen beim Essen eine Rolle, sondern ethische, religiöse, biologische, aber auch gesundheitliche Gründe sind für die Auswahl der verschiedenen Ernährungsformen bestimmend. Essen ist Lebensstil! So leben bereits 1,5 Millionen Menschen in Deutschland vegetarisch, manche von ihnen essen ausschließlich pflanzliche Kost.

Einige wenige treiben es dabei auf die Spitze: Sie essen tatsächlich Gras, vor allem Weizen- und Gerstengras. Sie bauen Süßgräser an, die sie dann als Grassaft trinken. Sie betonen dabei, dass Gräser immerhin 17% Eiweiß haben. Blätter von Weißdorn, Brennnesseln oder



Fotos u. Layout Zweibrücker Rosenblatt: Walter Rimbrecht

Blüten von Nachtkerzen zum Beispiel werden direkt auf der Wiese verzehrt und gehören zu den Köstlichkeiten. Wenn die deutsche Gesellschaft für Ernährung als Richtwert 0,8 Gramm Protein pro Kilogramm Körpergewicht angibt, dann kann man sich vorstellen, welche Mengen und wie viel Zeit die Grasesser brauchen, um ausreichend ernährt zu sein.

Vor allem alte Leute können über diese Vielfalt an Ernährungsformen, vor allem über die extremen Arten, nur staunen, stammen sie doch aus einer Zeit, in der man froh war, überhaupt etwas zu essen zu haben. Da wurde alles vertragen und das auch noch bei schlechten hygienischen Verhältnissen während des Krieges. Da konnte man nicht schnäkelig sein. Man war froh, wenn es wenigstens Steckerrüben, Graupensuppe oder auch Suppen aus gekochten Kartoffelschalen oder eingesäuerten Kohl gab. Das „Strecken“ mit Haferflocken, Schrot oder Wasser war in Notzeiten immer schon eine gebräuchliche Maßnahme, um die Essensrationen zu vergrößern. Essen sicherte das Überleben. Wer dachte da an Lebensmittelunverträglichkeiten?

Kehrtwende

von Maria Rimbrecht

Ich finde Kühe schön! Ob einfarbige, gefleckte oder schwarz-bunte – sie gehören für mich zu unserem Landschaftsbild. Sehe ich bei einer Wanderung Kühe auf saftiger Weide grasen, freue ich mich. Hier ist die Welt noch in Ordnung!

Bisher jedenfalls. Denn heute Morgen lese ich in der Tageszeitung in großer Überschrift: „Kühe, Klimakrise und Kehrtwende“. Thema ist der neue Bericht des Weltklimarates IPCC in Genf. Es geht dabei unter anderem um die Massentierhaltung, vor allem von Kühen. Die Wiederkäuer erzeugen beim Verdauen große Mengen an Methan und stoßen es aus. Methan ist ein Gas, das noch klimawirksamer als CO₂ ist. Es soll also vorbei sein mit meiner romantischen Vorstellung von glücklichen Kühen auf grünen Wiesen, die zugegebenermaßen im Hochsommer meistens braun und staubtrocken sind. Denn die Kuh ist ein Klimakiller, sie verursacht Treibhausgas. Kuh- Pupsen und -Rülpser würden das Klima genauso belasten

wie ein Auto. Deshalb soll es dem Rindvieh an den Kragen gehen!

Aber was heißt das konkret? Welche Kehrtwende ist damit gemeint? Heißt das: würzige Rinderrouladen und knusprige Kalbsschnitzel ade? Muss ich die sonntägliche Rinderbouillon durch Gemüsebrühe ersetzen? Muss ich also in Zukunft bei meinen Spaziergängen auf den Anblick von grasenden Kühen und fröhlich umhertobenden Kälbchen verzichten?

Ja, es bahnt sich doch tatsächlich ein Umdenken an: Der Weltklimarat fordert Verzicht, vor allem beim Konsum von Nahrungsmitteln; er verlangt einen umsichtigen Umgang mit Mutter Erde. Ich als Mitglied der Nachkriegsgeneration werde zum ersten Mal zum Verzicht auf liebgewordene Gewohnheiten beim Essen aufgefordert.

Bin ich dazu bereit? Oder wehre ich mich gegen die Bevormundung und esse graadseläads meinen geliebten Rinderbraten? Da kommt mir aber der Lieblingssatz meiner weitsichtigen Tante Martha in den Sinn.



Sie pflegte zu sagen: Man wird sich an vieles gewöhnen müssen! Da hat sie Recht. Leben ist Veränderung.

Und immerhin: Schon der Grieche Pythagoras war Vegetarier, und die fleischlose Kost hat eine lange Geschichte, und das nicht nur bei uns. Aber so weit muss es auch nicht kommen, zum Vegetarier muss ich bestimmt nicht werden.

Viehzucht wird es weiter geben können, nur eben vernünftiger betrieben. Tierschutz, Umwelt- und Klimaschutz müssen stärker in den Fokus rücken. Verzichten wir doch auf billiges Fleisch aus Massentierhaltung und ziehen dafür tierische Ware aus nachhaltiger Produktion vor, auch wenn sie teurer ist. Weniger ist hier mehr. Wenn es mehr nachhaltige Landwirtschaft gäbe, könnte man vielleicht sogar mehr Kühe und Kälbchen auf einer grünen Wiese beobachten und sich daran erfreuen.

Ein BDM-Mädel

Propagandafilm oder Gottesdienst?

von Gisela Keller (2009)

Als ich im Mai 1944 10 Jahre alt wurde, musste ich zum BDM. Das ist die Abkürzung für Bund Deutscher Mädel. Ab da musste ich zweimal in der Woche antreten! In Uniform, das hieß dunkelblauer Rock, weiße Bluse, stets sauber geputzte schwarze Schuhe und weiße Kniestrümpfe. Die Zöpfe mussten ordentlich geflochten sein. Erst im zweiten Jahr durfte man dazu ein schwarzes Halstuch tragen, das mit einem Lederknoten zusammengehalten wurde. Zum Glück



kam es bei mir nicht soweit.

Es machte mir Spaß, in der Gemeinschaft Teeblätter für unsere verwundeten Soldaten zu sammeln. Dazu wanderten wir meistens zum sogenannten „Sandfeld“. Unsere Gruppenleiterin Edith erklärte uns die Pflanzen, zum Beispiel Scharfgarbe, Johanniskraut und Lindenblüten. Wenn wir genügend beisammenhatten, brachten wir die Pflanzen in die Baracke im Hof der alten Volksschule. Dort wurde alles gebündelt und getrocknet.

Einmal waren wir mit einem alten Handwagen unterwegs um Altpapier zu sammeln. Auch auf den Wörth marschierten wir, durchstreiften Kartoffeläcker um sie nach Kartoffelkäfern abzusuchen. Diese kamen dann in mitgebrachte Flaschen. Im Herbst waren wir fleißig dabei, Kastanien aufzulesen; sie wurden abgeliefert, angeblich wurde daraus Seife gemacht. Manchmal hatten wir abends Zusammenkunft in der Seyssel-Kaserne. Dort befand sich am Südeingang unser Gruppenraum, in welchem wir Lieder lernten. Das war alles sehr schön. Nur wenn Geländespiele angesagt wurde, ging ich nicht zum Antreten, denn diese mochte ich nicht. Außerdem sollten wir sonntags um 10 Uhr ins Kino gehen. Da es in unserer Familie üblich war, um diese Uhrzeit den

Gottesdienst zu besuchen, fehlte ich auch bei den „Propagandafilmen“. Unseren guten alten Pfarrer und Geistlichen Rat Eugen Sauer wollte ich durch „Schwänzen“ nicht enttäuschen. Unser „Führer“, Adolf Hitler, dagegen war ja weit weg!

Nach einigen Monaten, kurz vor Weihnachten, bekam ich ein offizielles Schreiben. Es wurde mir eine Geldstrafe von 150,- Reichsmark angedroht oder ersatzweise drei Wochen Gefängnis für den Fall, dass ich meine Pflicht nicht erfülle und nochmals fehle. Unterzeichnet war mit „Heil Hitler! Hedi D. BDM-Führerin“.

Mein Vater sagte: „Dieses Schreiben bewahren wir gut auf, lassen es nach dem Krieg einrahmen und hängen es ins Wohnzimmer“. Leider ging es aber bei der späteren Plünderung unserer Wohnung verloren.

Im März 1945 war auch diese H.D. mit ihrer Familie aus Gernersheim geflohen und kam nach dem Umsturz nicht mehr zurück. Sie wurde bis heute nicht mehr gesehen.

Gisela Keller wurde 1934 in Gernersheim geboren und lebt heute in Zweibrücken.

Alte Geschichten

von Michael Behnke

Meine Großmutter war in ihrer Art eine geniale Frau. Sie konnte nähen, stricken, sticken, häkeln, Strümpfe stopfen, Kleider flicken und beliebig ändern. Nach dem Krieg machte sie aus alten Fahnen und Decken Kleider und Anzüge. Damals brachte sie ihre Familie mit Nähen durch, solange Opa in Gefangenschaft war. Aber auch Früchte und Gemüse konnte sie einmachen, gärtnern, Pflänzchen ziehen, kochen, backen, aus Resten Schmackhaftes zaubern, mit Hausmitteln heilen, Schmerzen lindern, pflegen und trösten. „Deine Oma hat Gold in den Händen!“, sagte Opa immer mit anerkennendem Augenzwinkern.

Zu Großelterns Wohnung gehörten ein Keller und ein Gartenstück. Über diese Bereiche herrschte Oma mit Umsicht und Strenge. Im Frühjahr pflanzte sie Gemüse, Stangenbohnen, Tomaten, Kräuter und Salat an. Vieles davon kam im Sommer auf den Tisch, und im Herbst machte Oma „saure Bohnen“ und Sauerkraut in kleinen Fässern ein. Auf der Loggia hingen dazu bündelweise Zwiebeln. Im Keller auf Sand gebettet lagen dicke Köpfe Wirsing, Rot- und Weißkohl. Opa ließ Kartoffeln und Äpfeln kommen und kellerte sie ein. Den größten Teil des Winters lebten sie von ihren Vorräten. Essen ins Restaurant gingen sie nie. Gegessen und gefeiert wurde zu Hause – reichlich und pünktlich! Oma bekochte Hochzeiten, Kommunionen, runde Geburtstage und alles, was anfiel. „Spar dir dei Geld!“, sagte sie immer, wenn man sie und Opa einladen wollte. Als kleiner Junge kam ich in den 60er Jahren regelmä-

ßig zu Besuch. Obwohl sie keinen Fernseher hatten, wurde es nie langweilig. Tagsüber ging Opa mit mir einkaufen und auf einen Spielplatz. Abends saßen wir zusammen am Küchentisch. Oma las in einem dicken Schmöcker, während Opa und ich „66“ spielten. Dabei erzählte mir Opa Geschichten aus seinem Leben und seiner Zeit. Was waren das für tolle Erzählungen! Geboren am Ende des 19. Jh. erlebte er das Kaiserreich und den Prinzregenten Luitpold, wusste noch, was ein Taler war, machte eine Lehre als Glaser und später als Zuschneider bei „Dorndorf“, der Schuhfabrik. Nahm als Soldat aktiv teil am Ersten Weltkrieg, erlebte mehrere Währungsreformen, die Notzeit der 20er und die Nazizeit der 30er und 40er Jahre. Er musste zum Schluss noch zum Volkssturm, kam in amerikanische Gefangenschaft und verbrachte Jahre in einem berüchtigten Gefangenenlager in Marseille, in dem er fast „verreckt“ wäre, wie er es ausdrückte.

Wieder zuhause musste er seine Familie suchen, denn die alte Wohnung war zerstört durch den großen Bombenangriff. Jedoch die Freude des Wiedersehens war groß, die Familie hatte überlebt – seine drei erwachsenen Kinder und seine Frau waren wohlauf!

Dann kamen die Jahre der Hungersnot, des „Organisierens“ und des Schwarzmarktes, danach der langsame Wiederaufbau. Nach dem Fahrrad kam ein Motorrad und schließlich ein Auto. Man fuhr in Urlaub, was man vor dem Krieg nicht kannte. Die Kinder heirateten, bekamen Enkel und erarbeiteten sich einen kleinen Wohlstand. Die Großeltern waren sichtbar stolz auf ihre große Familie. Und Oma vergaß nie für uns zu beten und in der Kirche Kerzen anzuzünden.

Oma und Opa sind schon lange tot. Wir, die Enkel, haben nun selbst große Kinder und erwarten die ersten Enkel. Doch die Zeit mit Oma und Opa wirkt weiterhin in meinem Gedächtnis. Opas Erzählungen leben weiter in mir und geben einer Zeit unvergessliche Bilder, in der ich nicht gelebt hatte, die mir aber zeigen, wo ich herkomme und wohin ich gehöre. Wir saßen abends zusammen und Opa erzählte – das war alles! Es gab keinen Fernseher, Computer oder Sonstiges – nur das gesprochene Wort. Wie wird es sein, wenn wir Großeltern sein werden? Was werden wir zu erzählen haben? Oder haben wir diese einfache Kunst des Erzählens verlernt? Oder aber: Werden wir Enkel finden, die uns zuhören werden? Es bleibt spannend! Die alten Geschichten!



Graadselääd oder jetzt erst recht!

Von Ehrentraud Netolitzky

Ein scheinbar schwieriges Thema für die derzeitige Herbstwindausgabe und ich wälzte viele Gedanken. Da ich zur Zeit mit meiner Familie ca. 300 km von unserem Wohnort entfernt in einer Althausanierung stecke, also wenig Zeit und Muße habe, entschloss ich mich, mich beim Herbstwindteam dieses Mal abzumelden und so das Thema zu umgehen. Im Gespräch mit Frau Frisch spürte ich dann eine gewisse Wehmut. Ist mir doch der Herbstwind und das Team sehr ans Herz gewachsen, deshalb machte ich das Zugeständnis wenn ich etwas Zeit finde, werde ich mich um ein Thema und das Niederschreiben bemühen.

Als ich dann ein paar Tage später wegen Baustellenproblemen nachts nicht schlafen konnte, entschloss ich mich trotz aller Arbeit und Problemen graadselääd einen Beitrag zu finden und so ließen mich meine problemgeladenen Gedanken zu anderen Themen schweifen.

Es fielen mir zig Graadselääd-Ereignisse ein und ich hätte am liebste gleich mit Schreiben begonnen, damit ich die vielen Ideen am Morgen nicht vergessen habe. Doch aus Rücksicht auf meine schlafende Familie musste ich das Schreiben verschieben. So versuchte ich nun meine Gedanken zu ordnen und fest zu halten, was mich natürlich auch wieder nicht schlafen ließ. Am Morgen kam ich mit meinen vielen Ideen endlich auf die Baustelle und trotz der vielen Arbeit setzte ich mich graadselääd erst hin und begann zu schreiben.

Ich denke, die Graadselääd-Gedanken kommen mit einsetzender Pubertät. Bis dahin sind die Kinder meist folgsam. Doch dann beginnen die Machtkämpfe, so wie ich es erlebte.

Ich hatte noch vier jüngere Geschwister und sollte allzeit Verständnis und Zeit haben. Entsprechend wurde ich von meine Mutter verplant. Was mir aber immer öfter gegen den Strich ging, wenn ich sah was meine Freundinnen so alles durften. Wie gesagt der Widerstand wuchs und meine selbstbestimmten Entscheidungen ebenso.

Obwohl mich meine Mutter deshalb mehr-

mals ermahnte und auch Strafe androhte, versuchte ich mich graadselääd durchzusetzen. So kam ich halt mal wieder viel zu spät nach Hause und das Maß war voll. Mutter gab mir Ausgangs- bzw. Freizeit-sperre, ich wurde frech und bekam dafür noch eine extra Aufgabe auferlegt. So dachte ich nun, geschimpft wird sowieso dann bleibe ich das nächste Mal graadselääd länger weg. Als Mutter erahnte sie natürlich meine Gedanken und sagte: „Versuch' es erst gar nicht“.

Meine Wut wurde immer größer, ich schlug die Zimmertür zu und verweigerte mein Abendessen. Nach mir fragte keiner mehr. Nachts wurde ich mit höllischem Hunger wach und wollte mich in die Küche schleichen. Doch gerade da kam mir Mutter entgegen und fragte: „Warum kannst du nicht schlafen?“. Ich antwortete kleinlaut: „Weil ich Hunger habe.“. Mutter reagierte vollkommen ruhig mit den Worten: „Leg dich ins Bett und überlege warum du Hunger hast, dann schmeckt es dir am Morgen auch richtig gut.“. Womit sie auch Recht hatte. Für mich war die hungrige Nacht sehr lehrreich, spürte ich doch, dass den Willen durchzusetzen nicht unbedingt angenehm ist.

Natürlich hatte ich auch künftig noch genügend Graadselääd-Gedanken und manches auch noch durchgesetzt. Oft genug auch zu meinen Ungunsten. Doch ich wurde vorsichtiger und im Laufe der Jahre lernte ich meine Graadselääd-Gedanken besser und sinnvoller einzusetzen. Heute engagiere ich mich ehrenamtlich graadselääd für Dinge die anderen lästig, unnötig und zu arbeitsaufwendig sind. Ich fühle mich wohl dabei und freue mich über jede positive Reaktion die ich erhalte. Und graadselääd werde ich das tun solange ich kann.

Für mich war die hungrige Nacht sehr lehrreich, spürte ich doch, dass den Willen durchzusetzen nicht unbedingt angenehm ist.



Opas Haus

Von Jörg Augustin

Dies Haus ist mein und doch nicht mein.
 Dems vor mir war, wars auch nicht sein.
 Er ging hinaus, ich ging hinein,
 nach meinem Tod wird's auch so sein.

Der Mann sitzt mit geschlossenen Augen in seinem Wohnzimmeressel. „Ich werde das Haus verkaufen, es ist besser so“, denkt er bei sich.

Das Haus hat sein Großvater für seine Familie gebaut, damals, zwischen den Weltkriegen, als sich abzeichnete, dass das ständige Versetztwerden von einer Stadt zur anderen ein Ende hatte. Zusammen mit Kollegen hat er gebaut, auf Grundstücken, die damals der Arbeitgeber bei der Stadt besorgte, um bewährte Arbeitskräfte an sich zu binden. Mit einem Kollegen aus dem gleichen Büro baute er ein Doppelhaus, das einzige in der Straße. Und beim Losentscheid, wem nun welche Hälfte zufallen sollte, erhielt er auch noch das größere und schönere Grundstück. Glück gehabt!

Ziemlich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde dann aus einem geplanten Badezimmer ein Kinderzimmer. Der Vater des Neugeborenen war beim Militär, natürlich; Mutter und Großeltern hegten und pflegten den Säugling, der bald ins Schlafzimmer der Großeltern umzog, das war praktischer bei den sich häufenden Luftalarmen.

Die Mutter hatte sich beruflich fortgebildet und war immer öfter nicht zu Hause, wenn es „losing“.

Dann wurde es zu gefährlich; es blieb nur die Flucht zu Verwandten aufs Land, bis im Mai 1945 die Rückkehr möglich wurde. Innen von Soldaten der Alliierten verdrückt, aber äußerlich fast unbeschädigt hatte das Haus den Krieg überstanden.

Wie groß die Wohnungsnot in der zerbombten Stadt war zeigte sich, als der Leiter des Städtischen Wohnungsamtes die Wohnung

im Obergeschoss, früher von einer Person bewohnt, für seinen 4-Personenhaushalt sicherte. Auch im Dachgeschoss wurden die Mansarden von mindestens 4 Personen bewohnt, bis sich die Lage wieder entspannte.

Nach dem Tod der Großeltern erbte die Mutter, mittlerweile geschieden, das Haus. Und die vererbte es ihrem Sohn.

Unruhig rückt der Mann seinen Sessel etwas näher zum Fenster, zum Licht.

Niemals hatte er das Haus verkaufen wollen; zu viele Erinnerungen verbanden ihn mit ihm. Nur: Es stand eben mehrere hundert Kilometer von seinem eigenen Lebensmittelpunkt entfernt, von dem Haus, das er für sich und seine Familie dort errichtet hatte, wohin der Lebenslauf und der Beruf ihn geführt hatten.

Für Geld: Nein, da wäre ihm das Haus, in dem er geboren und aufgewachsen war, niemals feil gewesen. Und so viel bäuerliche Familientradition war auch noch in ihm lebendig: Grundbesitz verkauft man nicht!

So hat er das Haus an drei Parteien vermietet. Natürlich muss der Mieter des Erdgeschosses die Aufgaben eines Hauswirts übernehmen, die Straßenreinigung, die Heizung, die Müllabfuhr überwachen. Das alles hatte auch immer irgendwie geklappt.

Doch nun war ausgerechnet dieser scheinbar besonders zuverlässige Mieter einfach ausgezogen, hatte Wohnung und Haus im Stich gelassen. Nicht einmal die Miete hatte er pflichtgemäß bezahlt.

Dabei wäre der Vermieter ihm da weitgehend entgegen gekommen, er hatte schließlich das Haus erhalten wollen, weil er es eben be-

„Grundbesitz
 verkauft man
 nicht!“

halten wollte und deshalb den Mietzins bewusst niedrig gehalten, wenn die Bewerber um eine Wohnung sein Vertrauen erweckten.

Ein letzter verstecktester Gedanke drängte sich in die Überlegungen. Ganz tief im Verborgenen hatten er und seine Frau mit dem Gedanken gespielt, hier in diesem Haus zu wohnen, wenn einmal das eigene Haus zu groß und nicht mehr ordentlich zu nutzen sein würde. Vorteil der Stadtwohnung: öffentliche Verkehrsmittel, kurze Wege, vollständige Infrastruktur mit Ärzten, Apotheken, Verbrauchermärkten, Fachgeschäften ... Und man hätte, auch nach über 30 Jahren, immer noch überall Bekannte, Nachbarn. All das aufgeben?

Bei der Post von heute liegt noch der Brief, der das Nachdenken ausgelöst hat. Das Amt für Stadtverschönerung mahnt einen Schnitt der Hecken entlang des Grundstücks an, sie seien zu lang gewachsen.

Der Mann überlegt noch einmal: Wann hat er letztmals den Erdgeschossmieter aufgefordert, die Hecken zu stutzen? Schließlich war er vertraglich dazu verpflichtet! War der etwa deshalb ausgerissen, weil ihm die Arbeit, die er übernommen hatte, über den Kopf wuchs? Einfach fort, und „nach uns die Sintflut“?

Soll jetzt ich einen Landschaftsgärtner mit der Pflege, der Wiederherstellung des einst so schönen Gartens beauftragen?

Soll ich einen Hausmeisterservice nutzen?

Die Kosten müsste ich dann auf die Mieter umlegen. Dann wären die billigen Mieten aber nicht mehr zu halten, die anderen, ordentlichen Mieter mit bestraft.

Noch lange sitzt der Mann in seinem Sessel. Er weiß: Er muss das Haus verkaufen. Grauseläds. Trotzdem.

Bei der Post von heute liegt noch der Brief, der das Nachdenken ausgelöst hat.

Aus dem Nähkästchen geplaudert:

Leserbrief von Erich Michel

Sehr geehrte Redaktion,

mit Interesse habe ich die Geschichten in Ihrer Zeitschrift „Aus dem Nähkästchen geplaudert“ gelesen. Dadurch inspiriert habe ich beschlossen ein paar Erinnerungen aufzuschreiben und an Sie zu schicken.

Kindheitserinnerungen aus der Nachkriegszeit.

Meine Mutter, gelernte Damenschneiderin, hatte ein großes Nähkästchen. Bestückt mit Garnrollen, Knöpfen, Scheren, usw. Gerne habe ich ihr beim Zuschneiden und Reihens der Stoffstücke zugeschaut. Sicherlich habe ich ihr dabei auch meine täglichen Erlebnisse in unserem Wohnviertel erzählt.

...Mein Onkel, im Krieg ausgebombt, wohnte mit seiner Familie bei uns im Haus. Er holte mit seinem LKW für die Milchzentrale in Kaiserslautern die Milch bei den Bauern im Lautertal ab.

Vielleicht berichtete er auf seiner Tour von seiner Schwester und ihren hungrigen Jungs. Für meinen Bruder und mich gab es wieder was Besonderes zu essen.

Sah er auf seiner Fahrt, dass z. B. in Hirschhorn oder bei Olsbrücken Kartoffeln ausgemacht wurden, wurde abends ein Plan für den nächsten Tag gemacht.

Für meine Mutter und mich bedeutete das: früh aufstehen am nächsten Tag. Wir fuhren mit meinem Onkel mit, an der betreffenden Stelle stiegen wir aus und gingen auf dem Acker „Grumbeere“ stoppeln.

Der LKW meines Onkels war übrigens ein Holzvergaser und kam im Herbst 1947 zum Einsatz. Es war von der Standort - Kommandantur erlaubt Buchecker zu sammeln. Jeder konnte so viel sammeln wie er konnte.

Die Buchecker wurden an einer Sammelstelle abgegeben. Daraus wurde Öl gemacht.

Hierbei war die ganze Verwandtschaft mit von der Partie...

Den vollständigen Beitrag lesen Sie auf www.herbstwind-online.de

Bitte melden Sie sich bei der Leitstelle „Älter werden, wenn Sie den Artikel gerne in gedruckter Form erhalten möchten.



„Gradseläd“ - Vum „grad zum Lääd“ zum „grad zur Frääd“

Von Hermann Kuntz

Meine Mutter hat eine wahre Geschichte aus meiner Heimat Schaidt erzählt:

D'Kattche geht um 8:00 Uhr morgens mit der Hacke auf der Schulter ins Feld, um ihre Rüben zu hacken. Als sie an der Kirche vorbeikommt, sieht sie den Kirchendiener. Er schneidet die Hecken an der Kirchenmauer. Sie ist als Rättschweib bekannt. Etwas schnippschneidisch ruft sie ihm zu: „Läute um 11:00 Uhr pünktlich, damit ich höre, wann ich zum Kochen heim muss!“ Da er sie nicht leiden kann, sagt er nur „Ja, s'klappt schon!“ – Er lacht spitzbübisch in sich hinein, denkt schon etwas weiter – und läutet „graad zu Lääd“ nicht um 11, sondern erst um 12 Uhr!

„**Graad zu Lääd**“ – Warum ist das so schlimm? Der Sinn des pfälzischen Ausdrucks „graadselääd“ soll wohl bedeuten: Jetzt erst Recht, extra etwas sagen oder tun, zu beleidigen, weh zu tun, zu ärgern, sich zu rächen – oft weil man selbst sehr getroffen wurde, leiden musste; „trotzdem“ (aus Trotz!). Wenn ich weiß, dass der andere etwas gern will, bzw. nicht will, mache/sage ich es gerade extra (nicht).

Es kann zur Gewohnheit werden und wirkt auf Dauer für Beziehungen tödlich. Bei mehr „aggressiven“ (zornigen) Typen kommt es sofort, bei mehr „regressiven“ (grollenden) Typen kommt es erst später zum Ausbruch.

Der Teufel der Bibel (=griechisch „diabolos“, der Durcheinandermacher) ist ja das uralte Beispiel, weil er selbst Chaot ist. Goethe sagt in seinem „Faust“ von ihm: „Er ist der (böse) Geist, der stets (das Gute) verneint“

- Macht der US-Präsident Trump nicht viel „graadselääd“?
- Ist der britische Premierminister Johnson eine Miniausgabe von Trump und ist der Brexit nicht ein „Graadselääd“?
- Ist die Partei AfD nicht eine Flächenbrand-Gefahr mit ihrem „Graadselääd“?

Es sind im Alltag meist nicht große Dinge, aber gerade „die kleinen Nadelstiche des Lebens“ zermürben. Es muss nicht gleich böser Wille sein, sondern es sind oft die Un-Achtsamkeiten; es geht gegen die Ehre, gegen den „Namen“; man wird als Mensch, als Partner nicht ernst genommen!

Es bedeutet extrem, dass man nicht als Mensch (mit Würde), sondern als Sache (mit Nutzwert) betrachtet und behandelt wird – es ist Missbrauch, weil es lieblos, also boshaft ist. Es macht „Lääd“/Leid, es beleidigt, es tut weh, ob es ernst gemeint ist oder nicht, weil ja der andere nicht (vor-) gedacht hat, was er macht oder sagt! „Tut mir leid!“ sagt man zwar oft so dahin – und es kommt leider zu spät!

Beispiele für „graadselääd“ - Jemand kann es nicht leiden..., ärgert sich..., macht es extra...! Ich ärgere jemand, den ich nicht leiden kann, weil ich weiß, was er nicht will; oder „es“ ärgert – nein „ich“ ärgere mich, wenn jemand den Apfel oder Nüsse laut kaut, mit der Chips-Tüte raschelt, den Kaffee oder die Suppe schlürft. Was es im Alltag nicht alles gibt!

- Trump ist von Macron zu einem Treffen eingeladen – Trump lässt ihn ¼ Stunde warten! –
- Ein Arzt lässt eine immer nörgelnde Patientin etwas länger warten!
- Ein kleines Kind soll nicht mehr ins Höschen machen, aber es macht doch.
- Ein junges Mädchen darf abends nicht länger als bis 10 Uhr fortbleiben – sie bleibt bis 11 Uhr.
- Ein junger Mann wohnt mit seiner Frau im Erdgeschoß; hat sich eine Katze angeschafft, weil seine Mutter in der Wohnung darüber Katzen nicht leiden kann.
- Wenn ER im Stehen pinkelt, obwohl seine Frau ein Hinweis-Schildchen angebracht hat; dann will er wohl noch was von ihr und ärgert sich, wenn sie „graadselääd“ ihre Migräne nimmt – ein „Graadselääd“-Kampf!

Macht der US-Präsident Trump nicht viel „graadselääd“?



Was kann/soll man „graadselääd“ machen?

Beispiel: Ein alter Pater in Paris geht in die Kneipen und sammelt Geld für „seine“ Armen, die unter den Brücken hausen. In einem Lokal kommt er auch an den Stammtisch und bettelt. Da spuckt ihm einer ins Gesicht („graadselääd“). Der Pater gibt ruhig zurück: „Die Spucke war für mich. Jetzt gib noch etwas für meine Armen! (grad zur Frääd)“ – Also nicht wie im Alten Testament: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“!

Jesus hat in der Erzählung von der Ehebrecherin den Teufelskreis des Bösen durchbrochen, wenn er sagt: „Wer von euch ohne Sünde ist,

werfe den ersten Stein!“ Also „grad zur Frääd“: „Arm in Arm“, „Hand in Hand“, „Kuss um Kuss!“. Lieben heißt, wissen, was dem anderen weh tut, was ihn kränkt, was er nicht leiden kann; fragen und spüren, was und wie sich der andre fühlt, was ihn verletzt. Wie kann ich zum anderen lieb und gut sein, es ihm schön und gut machen? Das braucht Achtsamkeit: darauf achten, wie man dem anderen eine Freude machen kann – z. B. durch einen freundlichen Blick, ein nettes lobendes Wort, ein zartes Streicheln, einen herzhaften Kuss!

Drum hääst d´ Moral von „graad zu Läääd“: mach S´Gegeädäl: mach´s „grad zur Frääd“!

„graadselääd“

Des „graad zu Läääd“ – nit iwertriwwe –
e Laschder ist´s bis heit gebliwwe.

Ob Greis, ob Kind – ob groß, ob klä –
ob gscheit, ob dumm – ob Mann, ob Frä –
ob Single, ob verheirat, gschiede...:

Mit „graad zu Läääd“ gäbts niemols Friede!
Mei Beispiel passt fer all un immer –
das „graad zu Läääd“ macht alles schlimmer!
So ähnlich isch´s emol passiert –
ich hab´s in Verse frisch serviert.

D´alt Kattel macht am Achte schun
sich uff de Weg – hot schun viel Sunn –
- will d´ junge Zuckerrübe hacke –
sie könnt de halwe Acker packe
bis d´ Kercheglock am Elfe leit –
do werd´s fer häm zum Koche Zeit
E halb Stunn hie un wi´r zurück
- mi´m Wetter hot sei heit jo Glück. –

De Weg geht fer uff d´ Handhäd naus
direkt verbei am Gotteshaus.

De treue Kerchediener Jean –
isch an de Kerch beim Putze dra,
schneid do e Heck – kehrt dort de Dreck,
meht um de Turm noch s´Gras eweg;
er hot um d´ Kerch rum viel zu duu,
braucht nit zu hetze, liebt sei Ruh.

Do kummt jetzt d´ Kattel grad vorbei
mit ehre Hack – un ruft äch glei –
„Horch, Jean, vergess am Elfe heit
nit s´Läute; das isch jo mei Zeit;
do muss ich häm – du´s nit vergesse –
mei Mann will schun am Zwölfe esse!“

Er guckt kaum hie, grinst in sich nei –
vun wege pünktlich läute glei –
„Ja, Kattel, kannsch ruhjch hacke geh –
un s´klappt: Am Elfe läut ich schee;

dann geh und koch Deim Mann sei Esse
- ich du´s fer Dich doch nit vergesse!“

Sie ruft noch: „Jean, schaff dich nit doot –
vergiss äch nit Dei Zehne – Brot!“
So tappt se in de Morge nei –
Jo, s´werd schun ball wi´r Mittag sei!

De Jean kann d´ Kattel gar nit leide,
uff allem hot se rumzureite,
hot öfters mol ehr schlechte Laune,
tut alles gleich wi´r nausposaune –
o weh, wann do ehr Schnawel geht –
e Rätschweib, wie´s im Buch drin steht.
De Jean grinst nooch un denkt schun weiter:
„Ja, Kattel, häm un esse – leider
werd´s domit nix – Du kriegsch kä Fräd! –
am Elfe läut´s heit nit in Schäd!“

Un d´ Kattel uff em Acker schafft,
dezwische e Stick Brot fer d´ Kraft –
- un ab und zu e kläni Paus –
vum Bücke ruht se s´ Kreuzweh aus...

Sie ploocht sich. – „Wie viel Uhr wird sei?
Ja, isch dann Zehne schun vorbei,
isch halwer Elfe? – gar schun speter?“
Sie quält sich noch so zwä, drei Meter;
sie hackt un wart – sie wart und hackt –
dann hot se gar die Angst gepackt –
un in den Schock nei läuten d´ Glocke!
Un d´ Kattche macht sich glei uff d´ Socke –
„Ja, jetzt isch Zeit!“ – sie dappt dann häm. –
Das „graad zu Läääd“ vum Jean – kä Trääm!

De Jean hot g´wart, ob d´ Sach geglückt –
hätt sich in d´ Heck nabgebückt –
am halwer zwölfe kummt se nit –
er lacht: „Die macht dehäm was mit!“
Statt „Elfe“ läute „grad zu Fräd“
macht er´s am Zwölfe „graad zu Läääd“ –

Gedicht von
Hermann Kuntz.
Nach einer
wahren Bege-
benheit in
Schaidt.

Die Spieluhr

Von Beate Seim

Antonia stellte ihren Wagen auf dem Parkplatz ab, stieg aus und ging eiligen Schrittes auf die Turnhalle des Schulgebäudes zu, in der ein Basar für einen wohltätigen Zweck stattfand.

Jetzt in der Vorweihnachtszeit hoffte sie, dort eventuell noch einige kleine Geschenke zu finden. Es war noch früher Morgen und nur wenige Besucher da. So hatte sie Gelegenheit, sich in aller Ruhe umzusehen.

Langsam schlenderte sie an den aufgestellten Tischen entlang, bis ihr ein kleines Kästchen ins Auge fiel. Neugierig begutachtete sie es von allen Seiten; es war aus Mahagoniholz und sehr fein gearbeitet. Eine Mitarbeiterin des Basars trat zu ihr und sagte: „Sie können es ruhig öffnen.“ Vorsichtig hob Antonia den Deckel an und war höchst erstaunt, als ihr aus der Tiefe des Kästchens ein niedlicher Schneemann entgegen kam und die bekannte Melodie „Leise rieselt der Schnee“ erklang. „Ist das schön!“, sagte Antonia zu der Dame „das nehme ich.“ Schnell wurden sie sich über den Preis einig und Antonia fuhr zu Frieden nach Hause.

Am Abend, als sie nach einem erfüllten Tag etwas Ruhe hatte, nahm sie sich die Spieluhr nochmals vor, um sie genauer zu begutachten. Auf rotem Samt thronte ein kleiner Schneemann aus Porzellan mit schwarzem Zylinder und einer großen Rübenase. Kleine bunte Vögelchen umkreisten ihn. Langsam drehte er sich zur Musik.

Plötzlich löste sich ein winziges Stückchen Papier von der Unterseite des samtbezoge-

nen Drehtellers. Antonia nahm es erstaunt auf und sah, dass darauf ein Name geschrieben stand: M. Wegner. Diesen Namen hatte sie noch nie gehört. Sie griff einer ersten Eingebung folgend nach dem Telefonbuch, aber leider hatte sie damit kein Glück.

Nach einer nachdenklichen Nacht grübelte Antonia am nächsten Morgen weiter: Welche Person mochte wohl hinter diesem Namen stecken? Und warum gab diese Person etwas solch Schönes her?

Da kam ihr ein Gedanke: Sie rief der Reihe nach alle Seniorenwohnheime im näheren Umkreis an und erfragte, ob dort eine Person mit dem Namen Wegner logiere. Und siehe da: bei einem hatte sie Glück. Nach anfänglichem Zögern und einer ausführlichen Erklärung seitens Antonias gab ihr die dortige Sekretärin die Telefonnummer einer Bewohnerin.

Etwas befangen wählte Antonia am Abend diese Nummer. Es meldete sich eine freundliche Frauenstimme mit „Magdalena Wegner“.

Antonia stellte sich vor und erklärte kurz Sinn und Zweck ihres Anrufes. „Na, dann kommen Sie mich doch einmal besuchen!“, wurde sie von Frau Wegner ganz spontan eingeladen.

Am darauffolgenden Sonntag betrat Antonia bewaffnet mit einem Blumenstrauß - das Seniorenheim. Am Empfang zeigte man ihr den Weg zu Frau Wegners Wohnung. Auf ihr leises Anklopfen hin erklang ein fröhliches „Herein!“

Auf einer kleinen Couch saß eine nette, zierliche ältere Dame, die ihren Gast herzlich begrüßte. In einer Ecke daneben stand ein hübsch gedeckter Tisch und Frau Wegner bat Antonia, dort Platz zu nehmen. „Ich dachte, bei Kaffee und Kuchen lässt es sich besser plaudern.“, sagte sie.

Antonia erzählte ihr noch einmal detailliert die Geschichte von der Spieluhr. Auf ihre abschließende Frage, wie diese denn auf den Basar gekommen sei, erwiderte Frau Wegner:

„Die Sache ist ganz einfach: Ich habe keine Verwandten mehr und musste mir eine neue Bleibe suchen.“

Antonia erzählte ihr noch einmal detailliert die Geschichte von der Spieluhr.



Da hier in meiner neuen Wohnung bei Weitem nicht so viel Platz ist, wie ich in meinem Haus zur Verfügung hatte, musste ich mich von manchen Sachen eben trennen - so auch von der Spieluhr. Aber diese hat ja, so wie ich sehe, nun eine gute neue Besitzerin gefunden.

Und natürlich habe ich mit meinem kleinen Zettel versucht etwas nachzuhelfen, dass ich die Person, die sich nach mir an ihr erfreuen

kann, vielleicht auch kennenlernen darf.“, lächelte sie schelmisch.

Die Beiden saßen noch lange zusammen und Antonia musste der alten Dame versprechen, bald wieder zu kommen. Das tat sie in der Folgezeit auch öfter und es entwickelte sich nach und nach eine echte Freundschaft, die mit dem Kauf einer Spieluhr ihren Anfang genommen hatte.

Neues Wohnprojekt in Zweibrücken

Von Roland Bott

Zweibrücken. Gemeinsam mit den Partnern Stadt Zweibrücken, GeWoBau, Herzog-Stiftung und neu mit der Sparkasse Südwestpfalz setzt das Diakoniezentrum in Pirmasens in der ehemaligen Canada-Siedlung, heute Kanada-Park in Zweibrücken, in diesem Jahr ein weiteres Quartier-Entwicklungskonzept um. Als Anlaufstation und Heimat für 78 Senioren in der vollstationären- und der Kurzzeitpflege.

Im September diesen Jahres feierte das Diakoniezentrum mit dem Spatenstich für das Haus Kana die Errichtung einer bedarfsgerechten Wohnwelt. Ergänzend zu der stationären Altenhilfeeinrichtung sollen eine integrierte Tagespflegeeinrichtung für Menschen mit Demenz und zirka 20 Plätzen, ein Servicewohnen mit zirka 15 bis 20 Wohneinheiten sowie ein Quartierzentrum mit Cafeteria und Grünflächen als Begegnungsstätte des Quartiers entwickelt werden.

Daneben bietet das als eigenständige Gebäude eingebettetes Wohnen und die Möglichkeit auf eine intensive, ambulante und pflegerische Versorgung in den eigenen vier Wänden. Kern des Konzeptes ist ein bedarfsorientierter Ansatz im Quartier.

Pfarrer Norbert Becker, Theologischer Vorstand des Diakoniezentrums erklärt, dass es nicht darum geht, einfach eine Pflegeeinrichtung auf die grüne Wiese zu stellen, in der die Bewohnerinnen und Bewohner gut versorgt werden. Der Einzug in das Pflegeheim sollte vielmehr eine Option unter vielen sein. Es gelte, Strukturen aufzubauen, in denen alte Menschen so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden bleiben können.

Das Servicewohnen, wird von der GeWoBau realisiert. Es ermöglicht das Wohnen, in der

eigenen Wohnung, hält aber die pflegerische Infrastruktur des Diakoniezentrums im Hintergrund bereit. Je nach Bedarf können die Bewohnerinnen und Bewohner diese dann abrufen.

Neben den 70 neuen Arbeitsplätzen, die allein durch den Bau der Altenhilfeeinrichtung in Zweibrücken entstehen werden, trägt das Wohnprojekt entschieden mit zur Verbesserung der pflegerischen Versorgung in der Stadt Zweibrücken bei. Für die gestalterische Planung wurden die Architekten Stein, Hemmes, Wirtz aus Kasel bei Trier und für die technische Ausführung das Büro Grub aus Zweibrücken beauftragt.

Die Eröffnung für die stationäre Altenpflegeeinrichtung im Haus Kana ist für den Spätherbst 2020 geplant. Insgesamt beträgt das Investitionsvolumen rund 18 Millionen Euro.

Mit einem gemeinsamen Spatenstich begangen offiziell die Bauarbeiten für die Altenpflegeeinrichtung des Hauses Kana.

Die Eröffnung für die stationäre Altenpflegeeinrichtung im Haus Kana ist für den Spätherbst 2020 geplant.



Mit einem gemeinsamen Spatenstich begangen offiziell die Bauarbeiten für die Errichtung des Hauses Kana.



Heimat lieben ist einfach.



www.spk-swp.de

**Unsere Spendenplattform
für die Region.**

Wir unterstützen regionale
Vereine und Institutionen bei
der Umsetzung ihrer Herzens-
projekte.

Wir spenden - Sie entscheiden.
Jetzt mitmachen unter:

www.heimat-lieben.de

 Sparkasse
Südwestpfalz